Freisinnigen dann, wenn sie Einfluß haben, ihre Prinzipien schnell den „Verhältnissen anzupassen" verstehen. Sogar Wahlrechtsverschlechterungen haben, wie die Vorfälle in Bremen erst dieser Tage gezeigt haben, die freisinnige Unterstützung gefunden. In Sachsen glauben die Herren jetzt im trüben Wasser des Dreiklassenwahlrechts in der dritten und zweiten Wählerklasse fischen zu können. Deshalb ist es nötig, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß diese Freisinnigen unzuverlässige Politiker und vor allen Dingen keine Arbeitervertreter sind. Wie die Nationalliberalen sind sie Vertreter des mobilen Kapitals, die es lieben, in radikalen Redensarten zu machen. Davon hat aber das Volk nichts. Wenn es einmal gilt, wirkliche Volksinteressen zu verfechten, versagen sie.

Nach Lage der Sache muß es für uns bei den Landtagswahlen natürlich die erste Aufgabe sein, die konservative Clique zu bekämpfen. Kein Zweifel, die konservative Partei ist die Hauptstütze der herrschenden Wirtschaft, der volksfeindlichen Reaktion in Sachsen. Mehr als einmal haben die Konservativen versucht, die Regierung zu einseitigem Vorgehen gegen die Arbeiter, ihre Organisationen und Interessen zu veranlassen. Die Verschlechterung des Versammlungsrechts, die Wahlrechtsvernichtung, die Interpellation Behrens gegen die organisierten Eisenbahner, die konservativen Umsatzsteueranträge, ihre Versuche, die Polizei gegen die Arbeiterorganisationen scharf zu machen, sind neben manchem anderen sprechende Belege dafür, daß die Konservativen die schlimmsten Schädlinge auf dem Gebiete der sächsischen Politik, die politischen Todfeinde des Volkes sind. Sollen bessere Zustände in Sachsen herbeigeführt werden, muß die gemeingefährliche Uebermacht der Konservativen erschüttert werden. Fast in allen Kreisen, die jetzt zur Wahl stehen, werfen die Konservativen ihre Angeln aus. Sie wollen ihre Uebermacht nicht nur erhalten, sondern noch verstärken. Das zu verhindern, muß unsere erste Aufgabe bei den Landtagswahlen. Nieder mit den Konservativen! unsere Losung sein.

Bei diesem Kampfe muß aber die Masse der Arbeiterwähler ihre Kräfte nach einem Punkte konzentrieren: Ansturm gegen die konservative Reaktion durch Wahl sozialdemokratischer Wahlmänner muß unsere Losung sein. Keiner darf sich irre machen lassen durch nationalliberale oder freisinnige Lockrufe. Nur durch Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel kann ein wuchtiger Protest gegen die herrschenden Zustände erzielt und ein konzentrierter Vorstoß gegen die sächsische Reaktion ermöglicht werden.

Der Friede und die Revolution.

Aus Rußland wird der Sächs. Arb.-Ztg. von ihrem Korrespondenten geschrieben:

Je mehr die russische Presse die Friedensbedingungen betrachtet, desto offener und schärfer tritt sie gegen sie auf. Die reaktionäre wie die radikale Presse stimmen überein, daß es ein schmachvoller Friede ist, aber die radikale Presse ist selbstverständlich nicht gegen den Frieden überhaupt: es ist ihr ganz klar, daß die Bureaukratie keinen anderen Frieden zu schließen imstande war, und so erklärt die radikale Zeitschrift Prawo: „Die Friedensverhandlungen haben nochmals bestätigt, daß die russische Bureaukratie (lies: Selbstherrschaft) ganz abgewirtschaftet hat, daß sie nicht mehr staatserhaltend, sondern staatszerstörend ist." Festgestellt muß aber werden, daß der Friede in der Bevölkerung große Freude hervorgerufen hat; keine Nachricht ist mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden. Da aber die Mobilisation noch nicht eingestellt ist, will das Volk nicht glauben, daß der Friede wirklich geschlossen ist. . . .

Die Reservisten sind indes nicht nach dem Kriegsschauplatz, sondern nach den inneren Gouvernements verlandt worden. Die Regierung mobilisiert für den inneren Kampf, der bald nach dem Friedensschluß verschärft werden ist, ihre letzten Kräfte. Die Verfolgung der Revolutionäre dauert mit aller Schärfe an. Die Presse, besonders die Provinzialpresse, ist streng unterdrückt; Versammlungen werden nach wie vor verboten; die Kosaken und Soldaten sind auf den Straßen und die Generale in den Gerichten die vollen, unverantwortlichen Herrscher. Die Moskauer Nachrichten, das erzreaktionäre Blatt, trösten sich damit, daß jetzt erst die Regierung ein Ende mit den Revolutionären machen wird. Es sind auch Nachrichten aufgetaucht, daß die Zusammenberufung der Reichsduma auf ein Jahr verschoben wird . . . .

Selbstverständlich ist die revolutionäre Bewegung im Lande mit dem Friedensabschluß nicht schwächer geworden. Die Bewegung ist nicht durch den Krieg hervorgerufen worden, der Krieg hat ihr nur einen kräftigen Anstoß gegeben. Die Unzufriedenheit wird aber noch größer werden, wenn man mit den Phrasen von Patriotismus nicht mehr spielen kann. Eine neue Nahrung wird sie in dem heranrückenden Hunger und in der neuen Handelskrise finden.

Man spricht davon, daß Witte zum Ministerpräsidenten ernannt werden wird und daß unter seiner Führung eine liberale Aera anbrechen soll. Das von Witte zu erwarten, heißt, abgesehen davon, daß hier keine Aenderung von einer Person abgegeben kann, Wittes Vergangenheit außer acht lassen. Witte ist ein schlauer, nichtswürdiger Bureaukrat. Er trat gegen die Selbstverwaltung der Semstwos auf, trotzdem er selbst ihre Bedeutung für Rußland anerkennt. Auf seinen Wunsch waren die Landwirtschaftlichen Komitees errichtet worden, aber er hatte nicht den Mut, gegen Plehwe aufzutreten, als dieser einige ihrer Mitglieder hart verfolgte. Witte war auch gegen den Krieg, sprach es aber nicht offen aus; er trieb immer die Politik des Hofes. Daß man diesen Herrn als Reformator betrachtet, das zeigt nur, wie arm die russische Bureaukratie an wirklichen Staatsmännern ist. Die russische Bureaukratie ist in eine enge Gasse geraten und hat auch Rußland hineingeführt. Einen Weg nur gibt es, der hinausführt, das ist der Weg der Revolution. Leider ist das unsern „Liberalen" nicht ganz klar, darüber aber ein anderes Mal.

Politische Uebersicht.

Scheinkonzessionen.

Des dicken Pod festes Rückgrat, das die Agrarier dröhnend gefeiert haben, ist dem Sturm der Proteste und Eingaben aus allen Gegenden Deutschlands doch nicht ganz gewachsen gewesen. In einer erneuten Besprechung des Herrn Ministers für Schweinepreiszüchtung mit dem Vorstande des deutschen Fleischerverbandes hat Podbielski Anzeichen von beginnendem Mürbewerden gegeben. Freilich liegt durchaus keine Veranlassung für den deutschen Staatsbürger vor, zu jauchzen und an eine Oeffnung der deutschen Grenzen für das ausländische Vieh zu denken. Wenn deutsche Minister schließlich nach langem Sträuben halbwegs zur Einsicht gebracht sind, daß etwas geschehen muß, so suchen sie zunächst den Vollzug der nötigen Maßnahmen möglichst weit hinauszuschieben. Vor allem aber geht ihr Bestreben dahin, die ehrwürdig geheiligten Mißstände nicht zu beseitigen, sondern in der Oeffentlichkeit lediglich durch ein paar unwirksame Maßnahmen die Illusion hervorzurufen, daß etwas gegen diese Mißstände geschehe. Das zeigen die Aeußerungen Podbielskis und seines Geheimrats in dieser Besprechung in voller Klarheit. Die Allgem. Deutsche Fleischerztg. berichtet:

Der Minister betonte, daß das Angebot von Schweinen an den größeren preußischen Viehmärkten auch in den Monaten Juli und August noch nicht um 10 Prozent zurückgegangen sei; eine solche Produktionseinschränkung sei aber nicht zu verhüten. Vom Verbandsvorstand wurde dazu bemerkt, daß doch außerdem noch die Abnahme des Durchschnittsgewichts und die Verminderung der Ausbeute infolge geringerer Qualität sowie die Vermehrung der Bevölkerung und die Verbesserung der Lebenshaltung in Betracht komme. Bezüglich der Möglichkeit, Schweine aus dem Ausland einzuführen, führte Geheimrat Küster aus, daß Dänemark einen festen Export nach England habe, den es nicht aufgeben werde; die Tuberkulinimpfung und Quarantäne bei den dänischen Rindern bezeichnete er als belanglos für die Einfuhr. Dagegen wies der Verbandsvorstand auf die Wertlosigkeit der Impfung für die Feststellung der Tuberkulose hin und sprach die Ansicht aus, daß die überflüssig lange Quarantäne ein erhebliches Hindernis für die Einfuhr von Rindern aus Dänemark sei. Geheimrat Küster glaubte gleichwohl den Fortfall der Quarantäne nicht in Aussicht stellen zu können. Auf den Wunsch des Verbandsvorstandes, aus Rußland und Oesterreich das durch die neuen Handelsverträge vorgesehene Schweinekontingent bereits jetzt und ein weiteres Kontingent von wöchentlich 2000 Stück aus Holland und Dänemark und 1000 Stück aus Frankreich zuzulassen, verwies der Minister auf die sibirische Pest, die Cholera und die Hungersnot in 26 von 48 russischen Gouvernements. Holland werde aber bei seinem geringen Schweinebestand kaum viel abgeben können, wogegen der Vorstand hervorhob, daß in Holland wenig Schweinefleisch gegessen werde und die Preise dort erheblich niedriger seien; besonders wichtig sei Holland für die Einfuhr von Rindvieh. Der Minister betonte wiederholt, die Erhöhung des russischen Schweinekontingents und die Oeffnung der holländischen Grenze erwägen zu wollen und dem Reichskanzler über die Verrechnung Vortrag zu halten. Die allmähliche Steigerung des russischen Schweinekontingents um monatlich 200 Stück, so daß am 1. März 1906 das dann vertragsmäßige Kontingent erreicht sei, ohne daß der Markt erschüttert werde, sei bereits Gegenstand der Erwägung gewesen als die Agitation losbrach. Er werde nach der erneuten Prüfung bei dem allgemein zuständigen Bundesrat, sobald dieser Ende des Monats zusammentrete, das Erforderliche veranlassen.

Was Podbielski verspricht, sind neue Erwägungen und Verschiebung aller eventuellen Maßnahmen bis zum Zusammentritt des Bundesrats am Ende des September. Bis dahin hat das arbeitende Volk also unter allen Umständen weiter zu darben. Was dann aber eventuell erfolgen soll, ist so jammervoll wenig, daß darüber kaum zu reden lohnt. Eine langsame, bedächtige Erhöhung des russischen Schweinekontingents und die Oeffnung der holländischen Grenze! Es lohnt nicht, die ganze Unzulänglichkeit dieser beiden Maßregeln erst ausführlich darzulegen. Ihre Verheißung ist nicht viel mehr als eine Verhöhnung der gegen die Fleischnot Protestierenden. Die Aeußerungen Pods haben lediglich Wert als Symptom. Als Zeichen für die Tatsache, daß selbst Podbielski es nicht mehr wagt, dem wachsenden Unwillen gegenüber auf dem Standpunkt der bloßen Ablehnung zu verharren. Aber was er an eventuellen Maßnahmen verspricht, ist nicht einmal gut genug zum Augenverblenden!

Bemerkenswert ist eine Stelle der ministeriellen Auslassungen. Pod sagte:

„Die allmähliche Steigerung des russischen Schweinekontingents um monatlich 200 Stück, so daß am 1. März 1906 das dann vertragsmäßige Kontingent erreicht sei, ohne daß der Markt erschüttert werde, sei bereits Gegenstand der Erwägung gewesen, als die Agitation losbrach."

„Ohne daß der Markt erschüttert werde." Das ist des Pudels Kern! Der ganze Widerstand gegen die Oeffnung der Grenzen wird eben diktiert von der zärtlichen Sorge für die großen Viehzüchter, von der Erwägung, daß der Markt erschüttert werde! Das darf natürlich nicht geschehen. Lieber läßt man hundertmal die Gesundheit des deutschen Volkes erschüttern!

Die Verhunnung der bürgerlichen Presse.

Ebenso wie auf die dabei beteiligten Khakitruppen wirken koloniale Kriegsexerzeien auf die Tintenkulis bürgerlicher Preßplantagen von entschlossener Rückwärtsrichtung, nämlich in einem, eindeutigen Sinne: verrohend. Ein glorreich leuchtendes Beispiel dafür bietet mit seinem Leitartikel in der Nummer vom 8. September der Dresdner Anzeiger. Das dräuende und bluttriefende Elaborat des Ratsblattes, das so gern pastoral und mit nazarenischem Faltenwurf daherkommt, gipfelt in der Kulturforderung: Mehr Spielraum für Hunnentaten! Wenn Soldaten wegen harmloser Leichtsinnsdelikte, die man zu militärischen Aufruhrakten aufbauschte, auf Jahre hinaus ins Gefängnis, ins Zuchthaus verschickt werden, als sogar amtierende Kriegsgerichtsräte auf die Gefahr hin, um ihren schönen, hellblauen Sammetkragen zu kommen, von einer Lücke im Militärstrafgesetzbuch sprachen, schwieg der Dresdner Anzeiger hübsch still. Die „Disziplin", dieser Hauptpfeiler des kapitalistischen Klassenstaats, ist ihm tabu und unantastbar und damit auch ihr Hort und Schutz: das Militärstrafgesetzbuch. Durch eine Paulus-Erleuchtung offenbart sich nun mit einem Male dem frommen und thronstützenden Organ die Brüchigkeit und Rückständigkeit des Militärstrafgesetzbuchs. Nämlich: es läßt Hunnentaten nicht in dem Umfang zu, wie es den christlich-germanischen Kulturbegriffen des Ratsblattes wünschenswert erscheint und wohlgefällt.

Jüngst lief durch die Presse die Nachricht, daß mit dem Transport eines Woermann-Dampfers auch einige Arrestanten von der Truppenmacht des „großen Generals" einliefen, darunter zwei, die wegen Tötung von Eingeborenen zu annähernd ausreichender Strafe verurteilt, von Wilhelm II. jedoch zu Gefängnisstrafe begnadigt worden waren. Aus dieser Begnadigung schließt der Dresdner Anzeiger zunächst, daß die „Bestrafung nach Maßgabe des Militärstrafgesetzes strenger war, als nach Lage der Verhältnisse vom allgemeinen Rechtsstandpunkt aus als zulässig erachtet werden konnte". Die Logik ist wirklich außerordentlich verblüffend! Man braucht nur an die vielen oft frivolen Duellmorde zu erinnern, deren nicht einmal zulängliche Sühne regelmäßig durch einen Gnadenakt des Landesherrn noch erheblich gemildert wird.

Dann hopst der Anzeiger mit beiden Beinen in kaum ernstzu nehmende Tiraden hinein:

„Sind schon unsere bürgerlichen Strafgesetze für Vorgänge zwischen Weißen in den Kolonien unter normalen Verhältnissen vielfach unzutreffend, um wieviel mehr die Militärstrafbestimmungen bei Konflikten zwischen deutschen Soldaten und Schwarzen zu einer Zeit, wo unsere braven Leute von den Eingeborenen, Männern wie Weibern, als jagdbares Wild angesehen und wo nur immer möglich aus dem Hinterhalte erschossen oder auf grausame Weise um das Leben gebracht werden. . . Die Zustände in Südwestafrika sind eben solche, bei denen das „Auge um Auge, Zahn um Zahn" nicht ohne Ursachen Platz gegriffen hat. . . . Schon Bismarck klagte während des Krieges von 1870, „daß unsere Armee das Kriegführen verlernt habe" in bezug auf die Behandlung erwischter Franktireurs und der Ortschaften, in denen auf deutsche Soldaten Feuer gegeben worden war. Wieviel Umstände sind oft mit dem nichtsnutzigen Gesindel gemacht worden, anstatt ohne weiteres nach dem Standrecht zu verfahren! . . . Wie ganz anders klang da die Proklamation des alten Vogel von Falckenstein, des Gouverneurs der Küstenlande, an den Landsturm der ihm unterstellten Provinzen: „Jeder Franzmann, der Euer Gebiet betritt, ist Euch verfallen!" Das war die ehrliche Sprache des Krieges (!), wie sie freilich schon 1870 zu den Ausnahmen gehörte."

Dadurch, daß während der Chinaexpedition Soldaten des deutschen Expeditionskorps beitraft wurden, seien sie „in eine sehr nachteilige Lage im Vergleich zu den Angehörigen der anderen Kontingente" gekommen. (Daß sich auf die Kriegsheute diese „Benachteiligung" ebenfalls erstreckt hat, davon ist nichts bekannt geworden.) Und der Schluß ist das Verlangen nach einer „Anpassung der militärischen Strafbestimmungen an die besonderen Verhältnisse überseeischer Expeditionen und afrikanischer Eingeborenenfeldzüge", deren der Dr. Anz. also für die nächste Zukunft eine erkleckliche Anzahl vorausgesehen scheint.

Aus den Zeilen spricht eine unglaubliche Gemütsverrohung, die alles menschliche Empfinden, die primitivsten völkerrechtlichen Regeln als „zu human" über den Haufen wirft. Die Bibel muß man bei Feldzügen selbstverständlich zu Hause lassen; der Anzeiger verlangt, daß auch das Strafgesetzbuch in die Ecke geworfen wird. Jeder Khakikrieger soll ungeahndet rauben, morden, schänden, plündern dürfen; die Bestialität wird Gegenstand für Prämierungen. Der Dresdner Anzeiger hat sich mit dieser Glanz- und Blutleistung das Anrecht erworben, Amtsblatt der Arenberge und Peters zu werden.

---

vegetiert. Der Widerhall des Zusammenbruchs drang in einer Flut aufregender Gerüchte an ihr Ohr; was lag ihnen daran, daß man den Pantheon in die Luft sprengen, Saint-Etienne-du-Mont einäschern wollte! Endlich waren die Männer heimgekehrt, zerfetzt, erschöpft, aber voll Siegeshoffnung! . . . Mit ihnen leben, mit ihnen sterben! . . . Seit heute morgen hatten sie sie nicht mehr verlassen und standen ihnen mit unermüdlicher Treue und Hingebung bei.

In diesen Franzosen, diesen Soldaten, die erbarmungslos auf sie schossen, haben die beiden Frauen, von Simons Ideen und Louis' Theorien genährt, nur mitleidlose Feinde und hatten sie insgesamt mit aller Kraft ihres Herzens. Therese rebellierte und stolzt. Rede voll leidenschaftlicher Empörung. Mit nackten Armen und aufgelöstem Haar kehrte das junge Weib immer wieder zu Louis zurück, ihn mit dem Zauber ihrer Nähe umstrickend. Gleich einer wildblühenden Blume strömte von ihr der Duft frischschwellenden Saftes aus, den er mit Entzücken atmete.

Düsteren Blickes, ohne seiner Kinder zu achten, oblag Simon seiner mörderischen Arbeit. Bei jedem Schuß lief es wie ein Schauer der Freude durch seinen Körper; mit automatenhafter Regelmäßigkeit legte er das Gewehr an, drückte los und zielte von neuem.

Von Fieberhitze glühend, von Fiebertrost geschüttelt, hatte er bei der ersten Nachricht des Eindringens der Armee zur Flinte gegriffen. Die Stunde der letzten Schlacht schlug. Da die Hölle durch Verrat oder Ueberrumpelung gefallen waren, wollte man diesen Versailleern zeigen, was die Preußen hinter den Barrikaden gefunden hätten, wenn die Favre und Trochu sich energischer zur Wehr gesetzt hätten. Und waren sie im Grunde genommen nicht noch schlimmer als diese verdammten Deutschen, diese Mennen, die Paris im Stich gelassen hatten, nachdem sie es dem Feinde ausgeliefert, verraten und geschändet, und die jetzt als die Stärkeren zurückkehrten, um dem Volke auch den letzten Blutstropfen abzuzapfen?

Doch Delescluze hatte das rechte Wort gesprochen: „Gewiß der Schwächer!? An ihnen, an Leuten wie er, Simon, und seine Söhne, war es nun, die Aermel aufzustreifen und ihr Leben hinzugeben für die gute Sache, da sie anderes nicht vermochten. Lange genug hatte man sie ertragen, diese Maulhelden, diese Schärpenträger, diese schönen Herren von der Kommune und vom Komitee, die nichts als Dummheiten taten und sprachen und einen schließlich aufsitzen ließen. Bei Gott! hätte er seiner ersten Regung beim Anblick der Feuersbrunst gefolgt, er hätte, wie viele andere, sein Gewehr niedergelegt: „Nein, da tue ich nicht mehr mit! . . ." Hier wurde man wie Hunde totgeschossen, dort setzte man unschuldige Steine in Brand, Denkmäler, die Eigentum Frankreichs waren . . . Doch gleichwiel! mochten schlechte Führer immerhin die gute Sache entehren, das durfte ihre Anhänger nicht hindern, bis zum letzten Atemzuge treu ihr zu dienen . . .

In Verzweiflung sah Simon die Partie doppelt verloren, durch jene, deren Aufgabe es gewesen wäre, sie zu schützen, vor allem aber durch den unausweichlichen Sieg der Reaktion. Er schüttelte die Faust gegen die Fassaden der Straße, deren trübe Fensterscheiben wie blinde Augen blickten. Hinter ihnen verbarg sich zitternd eine knechtische Bevölkerung, bereit, die Stiefel des Siegers zu lecken, die nur darauf wartete, ihn vor sich zu sehen, um ihr Versteck zu verlassen und nun auch ihrerseits die Besiegten zu schmähen und zu denunzieren. Die weniger schlimmen, wie Martial Poncet, bildeten sich schon etwas darauf ein, daß sie das Volk nicht übern Haufen schossen. Und selbst die Guten, wie ein Thedenat, was vermochten sie anders, als eine ohnmächtige, fruchtlose Sympathie?

Nicht er und auch vielleicht nicht seine Söhne würden diese Sonne leuchten sehen, deren Morgenröte er bei der Proklamation der Kommune zu begrüßen geglaubt! Ja, wer weiß, ob nicht diese Bürgerrepublik mit einem Schlag erstickt wird und die Nacht mit den Götzen der Vergangenheit wieder hereinbricht: mit Kaisern, Königen, Richtern wie nach dem 2. Dezember, mit Soldaten wie diesen und Priestern für das Hosianna! . . . Da war's doch immer noch besser, seine Haut zu Markte zu tragen, und das dägtane Böse mit Bösem zu erwidern! . . . Dann konnte man sterben. So hätte man seine Pflicht als armer Teufel vollständig erfüllt! Immerhin noch besser, als in Cayenne in Fieberfrost zu klappern! Und wer weiß, — vielleicht war das Blut doch nicht ganz umsonst geflossen.

Das war der Dünger, mit dem man die Zukunft der Rache befruchtete, diesen noch unfruchtbaren Boden, aus dem trotzalledem eines Tages der gute Samen, die siegreichen Aehren hervorsprießen müssen. Doch alles brauchte seine Zeit. Nicht die Junisonne, nicht die Maisonne hatten genügt, die Ernte zum Reifen zu bringen. Doch was tut's! eine Wandlung muß kommen, eine andere Sonne den Horizont vergolden, dem die Menschheit entgegengeht . . . Es wäre doch allzu einfach, wenn die Geschichte nichts wäre als ein Kreis, in dem das Leben sich dreht wie der Sklave in der Tretmühle. Die Jugend, die nach ihnen kam, würde die Fahne des Fortschritts wieder aufrichten. Er selbst hatte seine Aufgabe erfüllt. Bald, gleich war er wieder mit Jean-Louis vereint.

In seinem Bein zuckte der alte Schmerz. Ja, ja, es war wie in den Junitagen. Kugeln für die Armen! . . . Und alle Wut seines gedemütigten Daseins, seiner würdigen, arbeitsvollen Armut, aller Groll des Parisers der beiden Belagerungen, der Schmerz über die Vernichtung seiner Standesgenossen, all das trat ihm auf die Lippen und machte sich Luft in dem haßerfüllten Schrei, den er den herannahenden Soldaten entgegenschleuderte: „Nieder mit den Mördern des Volkes!"

Im selben Augenblick sank Pontois, dem Therese soeben die Hände mit Patronen gefüllt hatte, mit durchschossener Gurgel über die Leiche seiner Frau. Noch ein schwaches Wimmern, eine oder zwei krampfhafte Zuckungen, dann bildete sich blutiger Schaum vor dem Munde und er rührte sich nicht mehr. Simon und Therese tauschten einen Abschiedsblick voll tiefen Schmerzes. Die Gruppe seiner Genossen, das Bild der Steinhaufen, der geschlossenen Fenster der Häuser grub sich seinen Blicken ein. Wo war der Zuave? Verschwunden . . . Dort, in einer Blutlache, lag der Mann mit der blauen Schürze . . . Die Seinen . . .

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19050911/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG